

die Kantate 197 und die (vollständige!) Kantate 195, in ihrem Aufbau nächstverwandt. Die Kantate 197 ist auf einen ernsteren Ton gestimmt als ihr strahlendes Schwesterwerk; dazu passen die Kirchenliedstrophen; dazu paßt die Instrumentation (in der Kantate 197 finden Flöten keine Verwendung). Der Anlaß zur Schaffung der Kantate 195 muß demgegenüber eine Vermählungsfeier von besonders glänzender Festesfreude gewesen sein.

Aber nicht nur in ihrer Form, sondern auch in ihrer Entstehungsweise gehören die Kantaten 195 und 197 engstens zusammen. Zwar sieht es so aus, als wäre im ersten Teil von „Gott ist unsre Zuversicht“ das Parodieverfahren nicht angewendet worden, obwohl dies auch nicht gänzlich auszuschließen ist. Für den zweiten Teil aber übernahm Bach zwei Sätze einer älteren Komposition und textierte sie neu:

Die Arie „O du angenehmes Paar“ (Kant. 197, 6. Satz) ist Parodie von „O du angenehmer Schatz“ (aus Kant. 197a)¹⁴.

Die Arie „Vergnügen und Lust“ (Kant. 197, 8. Satz) ist Parodie von „Ich lasse dich nicht“ (ebenfalls aus Kant. 197a)¹⁵.

In beiden Trauungsmusiken (Kantate 195 und 197) sind also der erste und der zweite Teil auf eine verschiedene Weise zustande gekommen. In beiden Trauungsmusiken entnahm Bach für den zweiten Teil zwei Sätze einer vorhandenen Komposition, die er im ersten Teil nicht benutzt hatte, in der Kantate 195 der Wiederau-Musik, in der Kantate 197 der Weihnachts-Musik „Ehre sei Gott in der Höhe“. Beide Trauungskantaten beweisen zudem, daß der späte Bach, wenn er einmal zu dem früher so oft angewandten Mittel des Parodierens griff, dies nicht nur aus Gründen der Zeit- und Kräfteökonomie tat, sondern auch auf diesem Wege Kunstwerke sehr hohen Ranges hervorbrachte.

DER RÄTSELHAFTE GIESEKE

VON OTTO ERICH DEUTSCH

„Was werden wir nun sprechen?
— Die Wahrheit!“

(Die Zauberflöte)

Im vergangenen Jahre, anlässlich des 200. Geburtstages Emanuel Schikaneders, ist die alte Frage wieder aufgetaucht, ob Karl Ludwig Gieseke (Giesecke) nicht der eigentliche Verfasser des Textbuches der „Zauberflöte“ gewesen sei. Es ist deshalb vielleicht angebracht, einige Mißverständnisse in beiden Lagern dieses Streites aufzuklären und durch neue Indizien der Wahrheit näher zu kommen.

¹⁴ BG 41, S. 109 f. Die Musik der Weihnachts-Kantate „Ehre sei Gott in der Höhe“ (Nr. 197a) ist nur sehr bruchstückweise erhalten. Wustmann (Kantatentexte S. 261) bietet den vollständigen Wortlaut nach Picanders Gedichten.

¹⁵ BG 41, S. 111—114.

Zunächst sei aber der sonderbare Lebenslauf dieses umstrittenen Mannes rekapituliert, mit einigen stillschweigenden Verbesserungen von Irrtümern und Mängeln in der Mozart- und Schikaneder-Literatur. Mit Giesekes künstlerischer Persönlichkeit haben sich besonders beschäftigt: Constantin v. Wurzbach 1859, Hyacinth Holland 1879, John Francis Walker 1881, Franz Grandauer 1882 und 1891, Egon v. Komorzynski 1901 und 1951, K. J. V. Steenstrup 1910, Edward J. Dent seit 1911, Georg Costa 1915, Emil Karl Blümml 1920 und 1923, Eduard Castle 1946 und Otto Rommel 1951. Die erste Biographie Giesekes ist 1834 anonym in dem „Dublin University Magazine“ erschienen.

Gieseke war 1761 in Augsburg als Johann Georg Metzler geboren, absolvierte das Gymnasium in seiner Vaterstadt, hörte 1781—1783 Rechtswissenschaft an der Universität Göttingen, betrieb aber daneben Naturwissenschaften unter Johann Friedrich Blumenbach, dem Professor für Anatomie und Zoologie. Schon 1781 schrieb er seinen Namen in einem der beiden erhaltenen Stammbücher, die im National-Museum zu Dublin verwahrt sind, als „Carolus Ludovicus Metzler cognomine Gieseke“¹. Von 1783 bis zu seinem Ende nannte er sich Karl Ludwig, oder Johann Georg Karl Ludwig Gieseke, und zuletzt sogar Metzler v. Gieseke. Ende 1783 erscheint er als untergeordneter Schauspieler in Bremen, Frankfurt a. M. und Mainz; 1784—1786 in Regensburg, wo er sich auch schon als Schriftsteller versucht: er schreibt einen Rückblick auf die Ereignisse des Regensburger Theaters während der zwei dort verbrachten Jahre, in Form eines „Theater-Journals“. 1786 geht er als sentimentaler Liebhaber und Theaterdichter in seine Vaterstadt Augsburg, und im Herbst desselben Jahres nach Salzburg. Dort gibt er wieder ein „Theaterjournal“ als Rückblick auf die kurze Saison 1786/87 heraus, die mit seiner Übersetzung des Molièreschen Lustspiels „Il Padre di famiglia“ schloß, unter dem Titel „Das Muttersöhnchen auf der Galeere“. Dieses sein erstes Theaterstück hat Gieseke 1787 seinem Gönner Siegmund Hafner Edlen v. Imbachhausen gewidmet, zu dessen Nobilitierung Mozart 1782 die sogenannte Haffner-Sinfonie geschrieben hatte. Die weiteren Stationen in Giesekes Theater-Karriere sind Esterháza, Linz (1787) und Graz, wo 1788 sein zweites Stück, das aus dem Italienischen übersetzte Singspiel „Die glückliche Reisende“, mit Musik von Pasquale Anfossi, aufgeführt und gedruckt wird². Anfang 1789 endlich kommt er nach Wien, in das von Johann Friedel geführte Theater auf der Wieden, das im Herbst jenes Jahres von Schikaneder übernommen wird, als Schauspieler für Chargenrollen (besonders Engländer!), Sänger und bald auch Dichter. Sein erstes Libretto dort ist eine ziemlich oberflächliche Bearbeitung, beinahe ein Plagiat, eines Opernbuches von Friedericke Sophie Seyler: der Text zu Paul Wranitzkys erfolgreicher Oper „Obéron“, aufgeführt am 7. November 1789, worin Gieseke die kleine Rolle

¹ Siehe Gilbert Waterhouse, „Sir Charles Gieseke's Autograph Albums“ in „Proceedings of the Royal Irish Academy“, Dublin 1935—37, Band 43, Sektion C, S. 291—306.

² Filippo Livignis Original-Libretto hieß „I Viaggiatori felici“.

des Osmin innehatte³. Am 30. September 1791, in der „Zauberflöte“, spielt er den „ersten Sklaven“. Im ganzen werden dort unter Giesekes Namen als Verfasser, Bearbeiter oder Übersetzer 18 Opern und Singspiele, zum Teil aus dem Französischen oder, wie Mozarts „Figaro“ und „Così fan tutte“, aus dem Italienischen, fünf Ritterstücke und vier Travestien in Knittelversen von 1789 bis Ende 1800 aufgeführt; eine andere Oper, „Das adelige Bauernmädchen“, nach Saverio Zinis „La Pastorella nobile“, mit Musik von Pietro Guglielmi, wird Ende 1791 in Brünn gegeben⁴. Erst 1796 wird Gieseke offiziell Dichter des Theaters auf der Wieden, auch Freihaus-Theater genannt. Er wohnt im Starhembergischen Freihaus, wie zahlreiche andere Mitglieder von Schikaneders Truppe.

Bevor Schikaneder in sein neues, noch heute stehendes Theater an der Wien übersiedelt, bewirbt sich Gieseke beim Wiener Magistrat im April 1800 um die Befugnis zum Mineralien-Handel, und in einem Stammbuchblatt für einen Herrn Hatwig (Stadtbibliothek, Wien) nennt er sich am 30. Juni 1800, wohl scherzhaft, „K. k. priv. Mineralhändler“.

Von Wien aber geht er im Spätsommer 1800 noch als Schauspieler nach Salzburg, Neuötting, Erlangen, Würzburg, Bayreuth, Bamberg, Jena und Leipzig. Im Februar 1801 trifft er in Berlin ein. Dort besucht er Karl Johann Bernhard Karstens Vorlesungen in Mineralogie. Den Sommer 1801 verbringt er in Freiberg, wo er vielleicht schon 1794 eine Zeitlang geweiht hat, um bei dem berühmten Mineralogen Abraham Gottlob Werner praktische Kurse in der Bergakademie mitzumachen.

Bevor Gieseke sich endgültig den Naturwissenschaften verschrieb, hatte er sich als Schriftsteller und Dichter nicht nur auf dem Theater versucht. Allerdings sind zahlreiche Beiträge in deutschen Almanachen und Zeitschriften, die unter dem Namen Gieseke erschienen, nicht von ihm. Er ist, als angeblicher Freund Klopstocks, mit dem deutsch-ungarischen Dichter Nikolaus Dietrich Gieseke (1724—1765) verwechselt worden, einem Mitarbeiter der „Bremer Beiträge“. Und August Ludwig Christian Gieseke (1756—1832), der auch in Göttingen Jus studiert hatte und von

³ Vgl. Robert Fellingner in „Die Musik“, Berlin, September 1934.

⁴ Das Verzeichnis von 26 Theaterstücken und Libretti von Gieseke, das Blümml in seinem Buche „Aus Mozarts Freundes- und Familien-Kreis“, Wien 1923, S. 86—89, abdruckte, kann um sieben Titel vermehrt werden: „Don Quixotte und Sancho Pansa“, komische Oper in drei Akten, Musik von Franz Xaver Gerl, Freihaustheater, 17. April 1791. — „Georg von Asten oder Der gemalte Liebhaber“, komische Oper in zwei Akten nach J. B. Radet und P. Y. Barrés „Renaud d'Ast“, Musik von Nicolas Dalayrac, Freihaustheater, 27. August 1791. — „Der bezauberte Baum“, komische Oper in einem Akt nach P. L. Molinés „L'Arbre enchanté“, Musik von Gluck, Freihaustheater, 31. Mai 1794. — „Das Marrokanische Reich oder Die unterirdischen Schätze“, Singspiel in zwei Akten, Musik von Paul Wranitzky, angeblich 1794 in Deutschland aufgeführt; Partitur in der Bibliothek des Mannheimer Theaters. — „Die heimliche Ehe“, komische Oper in zwei Akten nach G. Bertatis „Il Matrimonio segreto“, Musik von Cimarosa, Freihaustheater, 30. März 1798. — „Amadis, der fahrende Ritter aus Gallien“, Singspiel nach Wieland, Musik von Gottfried Stengel, Hamburg, 20. November 1798. — „Die Verwirrung aus Ähnlichkeit oder Die beiden Buckligen“, komische Oper in zwei Akten nach C. Mazzinis „La Confusione nata della somiglianza“, Musik von Marcos Antonio Portugal, Pest, 25. März 1801.

1784 an bei Regensburg lebte, lieferte zahlreiche Epigramme, Gedichte und Erzählungen für Bürgers „Göttinger Musenalmanach“, den Voßschen „Musenalmanach“, Boies „Deutsches Museum“ und Wielands „Deutschen (später Neuen Deutschen) Merkur“ von 1785 bis 1800; darunter ein „Sonntagslied“, das in Musik gesetzt wurde und eine gewisse Volkstümlichkeit erlangte⁵.

Ein Gedicht, das unser Gieseke 1789 bei einer Wohltätigkeits-Vorstellung im Freihaustheater vortrug, wurde in zwei Journalen abgedruckt: dem „Rapport von Wien“ und dem „Kritischen Theater-Journal von Wien“. In der Wiener „Blumenlese der Musen“ erschienen 1790 zwei Epigramme von ihm, die Blüml abdruckte, ebenso wie vier Gelegenheits-Gedichte, die 1797—1799 einzeln in Wien gedruckt worden sind. Zwei davon wurden von Josef Schwanenberg und eines von Ignaz v. Seyfried komponiert; der letztere war damals Hauskomponist bei Schikaneder.

Während Mozart seit 1785 den Wiener Freimaurern und Schikaneder 1788/89 einer Regensburger Loge angehört hatte, trat Gieseke erst 1791 dem Orden bei. Er gehörte der Loge „Zur neugekrönten Hoffnung“ an, die zuletzt auch Mozarts Loge war. Sein Meister-Diplom von 1793 ist in der Bibliothek der Grand Lodge of Ireland aufbewahrt. Die Mitgliederlisten von 1791 bis 1793 nennen ihn „Carl Lud. Metzler, genannt Gieseke“. Es sei hier betont, daß Ignaz v. Born, der Wiener Metallurgist, das vermeintliche Vorbild des Sarastro, schon im August 1786 dem Orden entsagt hatte und im Juli 1791, vor der Erstaufführung der „Zauberflöte“ gestorben war. Ein freimaurerisches Gedicht Giesekes aus dem Jahre 1793, eine etwas frivole „Schwesterngesundheit“, das ist ein Toast auf die Frauen der „Brüder“, ist in der Wiener Zeitschrift „Die Freimaurer“ 1876 (I. 137) abgedruckt worden. Der Orden wurde um 1795 in Österreich aufgelöst.

Die wissenschaftlichen Arbeiten und das spätere Leben Giesekes sind nicht Gegenstand dieser Studie. Es genügt hier, davon nur das Wesentlichste zu erwähnen. 1806 ging er auf eine naturwissenschaftliche Forschungsreise nach Grönland, wo er siebeneinhalb Jahre verweilte. 1813 kam er als „Kgl. preußischer Bergrat“ nach Edinburgh, dort mit freimaurerischen Ehren empfangen, und nach Dublin, wo ihn die Royal Dublin Society zu ihrem ersten Professor für Mineralogie ernannte. Von Friedrich VI. von Dänemark geadelt, galt er als Sir Charles Gieseke, als er 1816 zum Mitglied, später zum Vize-Präsidenten der Royal Irish Academy gewählt wurde. Raeburn malte ihn 1817, und das Porträt ist bei der Royal Dublin Society bewahrt. Im Jahre 1818 reiste Gieseke über Kopenhagen nach Wien, wo er den Winter verbrachte. Im Juni 1819 fuhr er über München nach seiner Vaterstadt Augsburg, wo er

⁵ Herr Prof. Dr. Tiemann, Direktor der Staats- und Universitäts-Bibliothek Hamburg, hat den Verfasser davor bewahrt, die beiden Zeitgenossen Giseke und Gieseke zu verengen. Der Umstand, daß ein Gedicht Giesekes im Mai 1785 vom Selketal in Sachsen, und eine Erzählung im November 1791 von Regensburg datiert sind, macht es leichter, ihn von Gieseke zu unterscheiden.

gebührend gefeiert wurde. Nach seiner Rückkehr über Straßburg, Paris und London machte er in Irland mineralogische Studien und lebte geruhsam bis zu seinem Ende (1833) in Dublin.

*

Giesekes Aufenthalt in Österreich, von September 1818 bis Mai 1819, ist von besonderer Bedeutung für das „Zauberflöten“-Problem. Er brachte eine große Sammlung von Mineralien, getrocknete grönländische Pflanzen, Schädel sowie ausgestopfte Exemplare merkwürdiger Tiere, auch ethnologische Objekte aus Grönland mit, die Kaiser Franz für das k. k. Naturalien-Kabinet um tausend Dukaten erwarb. Ein Bericht darüber in der „Wiener Zeitschrift für Kunst, etc.“, der am 5. November 1818 erschien, erzählt auch von Giesekes abenteuerlichem Leben und erwähnt seine Theater-Zeit in Wien, mit Nennung einiger seiner Stücke für das Freihaus-Theater. Am 4. November 1818 besuchte Gräfin Lulu Thürheim die in der Reichskanzlei ausgestellte Sammlung unter Giesekes Führung, hat aber in ihren Memoiren nichts über seine künstlerische Vergangenheit zu sagen. Am 3. März 1819 brachten Franz Sartoris „Vaterländische Blätter“ einen anderen Bericht über Giesekes Sammlung. Sie wurde 1822 im Unteren Belvedere aufgestellt und ist jetzt im Wiener Naturhistorischen Museum untergebracht.

In jenem Winter von 1818 auf 1819 besuchte Gieseke den heiteren Wiener Künstler-Club „Die Ludlamshöhle“, wo er unter dem Scherznamen „Harpun, der Robbe Gieseke“ eingeführt worden war, mit Beziehung auf einzelne Objekte seiner Sammlung. Einen anderen Scherznamen bekam er als „Oberschöppe“ der „Wildensteiner Ritterschaft zur blauen Erde“ auf Burg Seebenstein in Niederösterreich, der auch der populäre Erzherzog Johann angehörte. Sie war 1790 von Anton David Steiger Edlen vom Amstein gegründet worden, ein Günstling Borns und selbst ein Geologe. Gieseke, genannt „Dietrich der Schwarzwälder“, dürfte schon um 1800 dieser heiteren Runde angehört haben; denn seine Romanze „Der Wildensteiner“ wurde im Februar 1802 auf Schloß Seebenstein vorgetragen oder gesungen und erschien 1804 in Franz de Paula Gaheis' „Wanderungen und Spazierfahrten in die Gegenden um Wien“ (6. Heft, S. 160 f.). Gieseke korrespondierte 1819 mit Erzherzog Johann, und er besuchte im Oktober 1818 die Sammlungen des Museum Johanneum in Graz, begleitet von dem Adjutanten des Erzherzogs. Seine naturwissenschaftlichen Interessen waren auch 1819 bis 1825 Ursache für seinen Briefwechsel mit Goethe, dem er im April 1819 englische und grönländische Mineralien schickte, durch Vermittlung des Direktors des Wiener Naturalien-Kabinetts, Karl v. Schreibers⁶.

⁶ Siehe Gilbert Waterhouse, „Goethe, Gieseke und Dublin“, in „Proceedings of the Royal Irish Academy“, Dublin 1932–34, Sektion C, S. 210–218; und Eduard Castle, „K. L. Metzler von Gieseke. Der angebliche Dichter der Zauberflöte“, in: „Chronik des Wiener Goethe-Vereins“, 1946, Band 48–50, S. 84–90.

Der Sänger und spätere Operndirektor Julius Cornet veröffentlichte 1849 sein Buch „Die Oper in Deutschland“, wo er S. 24 ff. von der „Zauberflöte“, Schikaneder und Gieseke spricht: „Original-deutsche Opernbücher waren . . . die ächtdeutsche ‚Zauberflöte‘ von Schikaneder und seinem Choristen Gieseke, der ihm den Plan der Handlung, Szenen-Einteilung und die bekannten naiven Reime machte. Dieser Gieseke — ein relegierter Student von Halle (geboren in Braunschweig) — war Verfasser mehrerer Zauberoperen, auch der Zauberflöte (nach Wielands Lulu), woran Schikaneder nur änderte, strich und setzte und sich den Autornamen vindizierte. Der arme Gieseke fand bei Schikaneders Bühne . . . als Chorist und für kleine Rollen eine kümmerliche Existenz. Nach einiger Zeit verschwand er; niemand wußte wohin. Im Sommer des Jahres 1818 zu Wien setzte sich einst ein feiner alter Herr in blauem Frack und weißem Halstuch, mit einem Orden geziert, zu uns an den Wirtstisch, an welchem sich Ignaz von Seyfried, Korntheuer, Julius Laroche, Küstner, Gned und ich täglich zu Mittag versammelten. Der ehrwürdige schneeweiße Kopf, die gewählte Art zu sprechen, das ganze Benehmen machte einen angenehmen Eindruck auf uns alle. Es war der ehemalige Chorist Gieseke, der jetzt als Professor an der Universität Dublin, mit einer naturhistorischen Sammlung aus dem Pflanzen-, Mineral- und Tierreich direkt von Island und Lappland nach Wien kam, um dieselbe dem kaiserlichen Naturalkabinett einzuverleiben. Seyfried war der Einzige, der ihn erkannte. Die Freude des alten Herrn über Wien und seine Anerkennung vom Kaiser Franz (der ihn mit einer von Solitären strotzenden, wirklich kostbaren Golddose voll der neuesten Kremnitzer beschenkte) war der Lohn vieljähriger Entbehrungen und Leiden. Bei dieser Gelegenheit erfuhren wir denn so vieles aus der alten Zeit; unter andern lernten wir auch in Ihm, (der zu dem damals hochverpönten Orden der Freimaurer gehörte), den eigentlichen Verfasser der ‚Zauberflöte‘ kennen, (wovon Seyfried allerdings eine Ahnung hatte). Ich erzähle dies nach seiner eigenen Aussage, welche zu bezweifeln wir keine Ursache hatten. Er erklärte sich hierüber gegen uns bei der Gelegenheit, als ich die eingelegte Kavatine aus ‚Der Spiegel von Arkadien‘ sang. Viele meinten, der Souffleur Helmböck sei Schikaneders Mitarbeiter gewesen. Aber auch hierüber entläschte uns Gieseke, nur die Figur des Papageno und seiner Frau gestand Gieseke dem Schikaneder zu.“

Diese Erinnerung, die verhängnisvolle Folgen hatte, bedarf zunächst einiger Korrekturen und Ergänzungen.

Gieseke war nicht in Braunschweig geboren, studierte nicht in Halle und wurde nicht relegiert. Das Märchen „Lulu, oder Die Zauberflöte“ in Wielands Märchensammlung „Dschinnistan“ stammt von A. J. Liebeskind. Gieseke kam erst im Herbst 1818 wieder nach Wien. Die fünf Zeugen Cornets waren alle vom Theater an der Wien, dem er selbst 1817—1818 angehört hatte: der Kapellmeister Ignaz v. Seyfried, der Komiker und

Regisseur Friedrich Josef Korntheuer, die Schauspieler Julius Laroche und Josef Reichel, genannt Küstner, und der Bassist Gned. Christoph Helmböck war Schikaneders Theatermeister gewesen. Cornets Erinnerung war in diesen und anderen Einzelheiten ungenau.

Nun aber wollen wir seine Glaubwürdigkeit im Wesentlichen prüfen. Aus Cornets Leben wissen wir, daß er 1793 in Tirol geboren war und 1816/7 in Wien unter Salieri Musik studierte. Er trat zum ersten Male Ende 1816 in Stadlers Oratorium „Die Befreiung Jerusalems“ als Sänger auf. Von 1817 auf 1818 war er im Theater an der Wien engagiert; vom 11. April bis zum 31. Dezember 1819 aber in Graz, wohin er zugleich mit dem später berühmten Schauspieler Karl Seydelmann gegangen war. Im Mai 1819, als nach der Meinung des heftigsten Anhängers der Gieseke-Theorie das Wiener Wirtshaus-Gespräch wahrscheinlich stattgefunden hätte, erwähnt Schubert den Sänger Cornet in einem nach Graz gerichteten Briefe an Anselm Hüttenbrenner: Anselm und Cornet könnten, ähnlich wie Caesar, sagen, „lieber in Grätz der Erste, als in Wien der zweyte“. Die drei Musiker kannten sich von Salieri her. Dem Historiker Julius Schneller hatte Cornets Grazer Auftreten in Spohrs „Faust“ 1819 Eindruck gemacht. Cornet schrieb übrigens 1816—1819 für die „Wiener Allgemeine Musikalische Zeitung“. Weder diese noch die beiden früher genannten Wiener Zeitschriften, die über Giesekes Besuch berichteten, hatten etwas über Cornets sensationelle Entdeckung gemeldet.

Das Gespräch mit Gieseke, an dem nicht gezweifelt werden soll, könnte, wenn es wirklich im Sommer stattfand, nur im September 1818 geführt worden sein; wenn man ein warmes Frühjahr annehmen will, so kommt auch der März 1819 dafür in Betracht. Aber 1818 war Korntheuer noch Regisseur in Pest, und im März 1819 gastierte Gned in Hamburg. Wenn wir die Jahreszeit außer acht lassen, so scheidet der April 1819 aus, weil Cornet damals schon in Graz war. Es bleiben also nur die Monate Januar und Februar 1819 als mögliche Zeiten für die Begegnung übrig. Gieseke hätte besser einen Mantel über seinen Frack angezogen.

Von Cornets Zeugen konnte, wie er selbst sagt, nur einer Gieseke erkennen, weil er ihn aus früherer Zeit gekannt hat: Ignaz v. Seyfried, von 1799 an zweiter Kapellmeister und Komponist bei Schikaneder. Er hat sich in einem undatierten, fragmentarisch erhaltenen Briefe, den das Mozarteum in Salzburg verwahrt, über die „Zauberflöte“ ausführlich geäußert. Der Brief ist wahrscheinlich 1840, also vor dem Erscheinen des Cornetschen Buches, an Georg Friedrich Treitschke geschrieben worden, der Seyfried seinen „Zauberflöten“-Aufsatz für das Taschenbuch „Orpheus“ vorgelegt hatte. (Er erschien 1841, und Seyfried starb im selben Jahr.) Paul Nettl hat 1931 zuerst die Bedeutung dieses Briefes in einem Vortrag bei der Salzburger Mozart-Tagung erwähnt, und ihn dann 1932 in seinem Buche „Mozart und die königliche Kunst“, S. 93—96, abgedruckt. Neuerdings hat Otto Rommel den Brief für Schikaneders

Autorschaft an der „Zauberflöte“ zitiert⁷. Seyfried sagt in jenem Briefe, daß Gieseke „Schikaneder Wielands Dschinnistan mitteilte, woraus derselbe den Stoff zu mehreren seiner Opern entlehnte“. Das ist alles, was Seyfried, Cornets Kronzeuge, darüber wußte. Und seine Erinnerung, die 1840 jünger war als die Cornets im Jahre 1849, basierte auf einer alten Bekanntschaft mit Gieseke.

In den 1801 und 1802 erschienenen Wiener Pamphleten über die „Zauberflöte“, die Fritz Bruckner 1934 in seinem dieser Oper gewidmeten Buche abdruckte, ist keine Anspielung auf Giesekes Autorschaft zu finden. Sie sind freilich zum Ruhme Schikaneders geschrieben worden; aber wenn solche Gerüchte im Umlauf gewesen wären, hätten die Autoren wohl Grund gehabt, sie lächerlich zu machen — nach dem Abgang Giesekes ein leichtes Spiel.

Noch aber haben wir einen letzten Zeugen für Schikaneder und gegen Gieseke: Mozart selbst. In seinem Werkverzeichnis notierte er nach der Erstaufführung der „Zauberflöte“: „eine Teutsche Oper in 2 Aufzügen. von Eman. Schickaneder“. Da Mozart in dem dort folgenden Personenverzeichnis die „Sklaven“ nicht anführt, kommt Giesekes Namen in seinem Katalog überhaupt nicht vor.

*

Zehn Jahre nach Cornets Enthüllung, 1859, wurde seine These von Wurzbach, dem österreichischen Lexikographen, und von Otto Jahn, dem Mozart-Biographen, übernommen. Jahn fand in Sigismund v. Neukomm einen Mann, der Cornet zustimmte. Neukomm weilte von 1797 bis 1804 als Haydns Schüler in Wien, konnte also Gieseke vom Theater aus gekannt haben; er „bestätigte“ Jahn, daß Gieseke einen Hauptanteil an dem „Zauberflöten“-Text gehabt habe. Dennoch ist die Gieseke-Theorie in der vierten Auflage von Jahns Mozart-Biographie, besorgt von Hermann Deiters 1905/7, aufgegeben worden.

Das geschah unter dem Einfluß der ersten, 1901 erschienenen Schikaneder-Biographie von Egon v. Komorzynski, Wien.

1911 veröffentlichte Edward F. Dent, Cambridge, als Einführung zu seiner englischen Übersetzung der „Zauberflöte“, eine Broschüre über diese Oper, worin er für Giesekes Autorschaft wärmstens eintrat. Diese Stellungnahme wurde 1913 in seinem berühmten Buche „Mozart's Operas“ behauptet.

Dent hat sein Opernbuch 1947 revidiert herausgegeben und Komorzynski seinen Schikaneder 1951 wesentlich erneuert. Die Standpunkte sind auf beiden Seiten unverändert geblieben. Aber beide Autoren verfechten sie nicht gerade objektiv. Dent sagt, daß wohl der Wiener Journalismus daran schuld sei, daß man Gieseke nicht glaube. Komorzynski, der noch

⁷ „Wiener Zeitung“, 26. August 1951. Rommel beabsichtigt, in seinem kommenden Buche „Geschichte der Alt-Wiener Volkskomödie“ durch Vergleich des „Zauberflöten“-Textes mit gesicherten Bühnenwerken Giesekes analytisch nachzuweisen, daß er jenen Text nicht geschrieben haben kann.

immer Jahn seine Leichtgläubigkeit nicht verzeihen kann, meint, daß Gieseke ein Schwindler war, und daß ein Universitätsprofessor (Dent) einem andern alles glauben würde.

Es scheint, daß beide Teile im Unrecht sind: Gieseke, ein bescheidener Dichter, war ein ehrenwerter Mann. Er hat niemals behauptet, den Text der „Zauberflöte“ geschrieben zu haben. Cornet hat aus einer Mücke einen Elefanten gemacht. Elefanten aber kann man nicht konservieren, wie Schikaneder (nach Börnes Wort) im Bernstein des Mozartschen Ruhmes erhalten geblieben ist. Beide aber, der Dichter und der Komponist, haben damals nicht daran gedacht, für die Ewigkeit zu wirken: sie schrieben die nächste Zauberoper des Theaters auf der Wieden, für den Herbst des Jahres 1791.

ZWEI BEITRÄGE ZUM MEHRSTIMMIGEN WEIHNACHTSLIED DES 16. JAHRHUNDERTS

VON WILFRIED BRENNECKE

I. Psallite — Singt und klingt.

Im Jahre 1609 erschien im sechsten Teil der „Musae Sioniae“ von Michael Praetorius als Nr. 85 „Psallite — Singt und klingt“, das Weihnachtslied eines unbekanntenen Komponisten¹. Dieses schon damals sehr geschätzte und weitverbreitete Stück erfreute sich nach seiner Wiederentdeckung im 20. Jahrhundert so allgemeiner Beliebtheit, daß es in zahlreichen praktischen Ausgaben neu herausgebracht wurde. Einige dieser Ausgaben wiesen es kurzerhand Michael Praetorius selber zu², während die Gesamtausgabe seiner Werke, die von allen Herausgebern benutzt worden war, es ausdrücklich als das Werk eines „Incerti“ Autors bezeichnet hatte.

Die ältere Liedforschung kannte als früheste evangelische Quelle das Eisenacher Gesangbuch von 1598³ und als früheste katholische das Kölner Gesangbuch von 1599⁴, konnte also die Frage nach der Herkunft aus protestantischem oder katholischem Bereich nicht eindeutig beantworten. Es existieren jedoch zwei weitere Druckquellen aus älterer Zeit, und diese verweisen das Lied in das Zentrum der protestantischen Bewegung, nach Wittenberg: die „Cantilenae latinae et germanicae IIII. et V. vocum in salutiferum Iesu Christi Domini nostri natalem. Lateinische und deutsche Weihnacht Lieder mit Vier und Fünff Stimmen“, Wittenberg 1591,

¹ Neudruck: Gesamtausgabe der musikalischen Werke von Michael Praetorius . . . herausgegeben von Friedrich Blume . . . Bd. 6 . . . bearbeitet von Fritz Reusch, Wolfenbüttel 1928.

² So „Chorbuch Teil I: Alte geistliche Lieder“, herausgegeben von Fritz Jöde, Wolfenbüttel 1931, und noch heute die „Losen Blätter“ des Möseler-Verlages.

³ Johannes Zahn „Die Melodien der deutschen evangelischen Kirchenlieder“, Gütersloh 1888 ff., Bd. V, Nr. 8583.

⁴ Wilhelm Bäumker „Das katholische deutsche Kirchenlied in seinen Singweisen“, Freiburg i. Br. 1886 ff., Bd. I, Nr. 141.